Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 21 (1931)

**Heft:** 39

Artikel: Das verlorene Lied

Autor: Diers, Marie

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-644593

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Das verlorene Lied.

Von Marie Diers.

Es war einmal eine arme Bauersfrau, die ernährte nach dem Tode ihres Mannes ihre fünf Söhne recht und schlecht mit ihrem dürftigen Besitztum, in dem zerfallenen Gehöft am Ende des Dorfes. Sie mühte sich redlich, pflügte selbst mit ihren Kühen das sandige, steinige Aderstück um, das weitab am Rande des Riefernwaldes lag, und mußte den reichen Bauern, die ihr hin und wieder ihre Pferde liehen, in hartem Tagelohn die Gefälligkeit abarbeiten.

Wenn die andern Leute sich schlafen legten, ging oftmals ihre Hausarbeit des Waschens, Brotbadens und Flidens erst an, und wenn im Dorf die Morgenglode klang, war sie eben fertig und konnte nun wieder an ihre Hofarbeit gehen.

Indessen war sie von fröhlicher Gemütsart und sang bei ihrer Arbeit alle Lieder durch, die sie je bei Rüster Hennede in der Schule gelernt hatte, und das war eine ganze Menge. Sogar beim Kartoffelhaden sang sie, und der Pastor meinte, er höre es allemal schon in seiner Sakristei am Gemeindesang, ob die Wiete Wolter dabei sei oder nicht. Sie wäre das "Rückgrat" sagte er. Und ihre fünf Jungens lernten das von ihr.

Die Leute im Dorfe sagten, die Wolterjungen sängen sich den Hunger weg, und wie das der Wiete zu Ohren kam, meinte sie, es sei besser, ihn sich wegzusingen als wegzusbetteln, denn stolz war sie, und schenken ließ sie sich nichts. Das hatte ihr auch noch ihr Mann auf dem Sterbebette eingeprägt, und was Iohann sagte, war allemal wohl geslaat.

Jur Sommerszeit zogen die Kinder zum Beerensuchen in den Wald. Die drei Großen schleppten abwechselnd die zwei Kleinsten auf dem Rüden. Dort im Wald waren sie von Sonnenaufgang die Sonnenuntergang, und keine Kinder in Stadt und Land brachten solche Bütten und Krüge mit nach Hause wie die Wolterjungen. Die verstanden das Büden, und Augen hatten sie auch im Kopf von ihrer Mutter her.

Dann machte sich die Bauersfrau bisweilen, ein= oder zweimal im Sommer den Festtag, daß sie mit dem großen Mittagstopf im Knüpftuch hinausging und ihre Kinder suchte. Und das war nicht schwer, denn deren helles Singen kam schon von weither durch den Wald, daß er davon schallte.

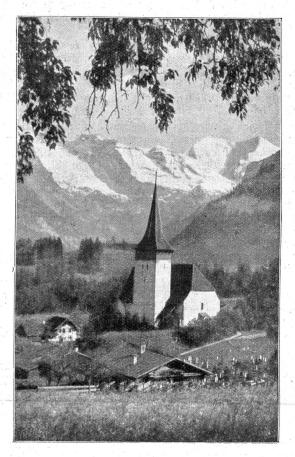
Dann saßen sie miteinander im tiefen Didicht, wo die Baumwipfel rauschten, und ein seltsam tiefes Atemholen und Ausruhen kam über die Frau, daß sie beinahe meinen konnte, sie habe es am besten auf der ganzen Welt.

Indessen kamen auch oftmals schwere Sorgen auf sie nieder, die saßen zur Nacht auf ihr wie schwarze Bögel, die an ihr rissen und pickten, daß sie nicht wußte, wohin in ihrer Angst. Aber sie hielt sich steif und machte keine Schulden. Denn wer im Dorf Schulden machte, mit dem ging es bergsab, die er zuletzt mit dem Bettelsack vom Hofe mußte, das erlebte man öfter.

Dann getröstete sie sich auch wieder, daß ihre Jungens ja mit jedem Jahr größer wurden, daß sie ihr jetzt schon Knecht und Magd ersetzen, und daß der liebe Gott sie nicht im Stich lassen werde. Und darüber schließ sie auch immer wieder ein. Am Tage aber war keine Zeit zum Sorgensmachen

Nun besaß diese Bauersfrau noch eine merkwürdige Gabe, die sie wohl von ihrer Mutter geerbt hatte, aber weil sie in viel härteren und bedrängteren Lebensumständen war, stärker und klarer herausarbeiten konnte: Das war ein natürlicher Berstand für die Behandlung bei Krankheiten von Mensch und Vieh. Es war keine Hexerei und Faxerei dabei, wie es ein paar alte Frauen im Dorfe trieben, sondern nur ein merkwürdig seines Empfinden für das, was in der Natur zusammengehört und was sich befeindet. Danach suchte sie

die Kräuter, kochte ihre Tränklein, klebte ihre Pflaster und — was vielleicht oft das Beste von allen war — legte ihre braven, braunen Hände dem Kranken auf Kopf und Leib und sang ihnen bisweilen eins ihrer frischen Lieder vor.



Die Kirche von grutigen.

Darum war nie eines ihrer Kinder länger frank als eine Stunde, ihr Vieh auch nicht, und sie zerweinte sich manchmal in einer stillen Sonntagsstunde den Kopf, wenn sie dachte, daß sie ihren Iohann vielleicht auch aus dem Typhus hätte herausholen können, aber damals war sie noch sorgloser und gedankenloser gewesen und hatte sich in ihrer Kunst noch nicht so geübt. Da hatten sie einen Doktor gehabt und hatten auch noch so viel Geld, daß sie den bezahlen konnten. Aber seitdem hatten sie keinen Doktor mehr holen können, weder zu den Kindern noch zum Vieh, und es wurde alles auch so wieder gesund.

Im Dorf schickte man auch oft zu ihr, sobald eines das Kieber hatte oder die fallende Sucht oder die Rinder die Rachenbräune. Man hielt mehr von ihr als vom Dottor, der soviel Geld kostete, während man der Wiete Wolter feinen Groschen zu geben brauchte, und es waren viele, wenn auch nicht alle, die sich lieber ihre Tränklein und Pfla= ster und den festen Drud ihrer braunen Sand wünschten als das Stillen der alten Besprecherinnen. Sie lief auch immer hin, wohin man sie rief, wenn es ihr auch oft Zeit kostete und sie in ihrer Arbeit störte. Aber das frische Leben in ihr drängte sie an die Krankenbetten, und es war ein merkwürdiger Trieb in ihr, mit der Krankheit zu ringen und sie niederzustoßen. Dieser Trieb ließ sie ebensowenig der unterbrochenen Arbeit nachsinnen, als auch Geld dafür verlangen. Ja, dieser Gedanke war noch kein einziges Mal in ihr aufgewacht, und er war in keinem der Dorfbewohner aufgewacht.

Unterbessen waren ihre Söhne groß und stark geworden, hüteten den Bauern schon das Vieh und halfen ihr so kräftig in der Wirtschaft, daß sie meinte, wenn sie nur Geld hätte, möchte sie den Streifen am See dazu kaufen oder ein Stück Pfarrland pachten. Aber dazu hätte sie wenigstens ein Pferd haben müssen, denn mit Kühen allein war das nicht mehr zu bestellen.

An einem schönen, warmen Sommertage kam ein Frember ins Dorf, ein feiner Herr, der sich im Kruge einmietete und erzählte, er sei innerlich krank und entsliehe dem Stadtsleben und den Aerzten, die er bis über den Hals satt habe. Da meinte der Krugwirt, er solle sich doch einmal die Wiete Wolter holen lassen, die werde ihn gesundkriegen.

Er lachte darüber, wie eben Städter über Bauernschnidschnad lachen, aber als er ein paar Wochen hier gewesen war, trat er eines Tages bei Wiete in den Kuhstall, als sie gerade beim Melken war, lehnte sich an die Kalkwand und erzählte ihr von dem Bohren und Drehen in seinen Eingeweiden und von dem Sausen im Kopf und den wilden Frahen, die ihn immer umgäben. Wiete sagte nicht viel dazu, aber sie sah ihn mit ihren klaren, blauen Augen an, und ihr blondes Haar gudte aus dem braunen Kopftuch hervor, und ihm ging es plöhlich durchs Herz wie ein Stoh, daß er dachte: "Die Frau hat ja eine magnetische Kraft."

In dieser Stunde im Ruhstall wurde Wiete Wolters Geschick entschieden. Denn der Herr schrieb an alle seine Freunde und Verwandten in der Stadt, hier im Dorf lebe eine Wundermacherin, und wer frank, nervenkrank oder auch körperlich siech sei, solle nur herkommen. Er "garantiere" für Hike.

Es dauerte auch nichts, da kam eine Kutsche ins Dorf gefahren, und zwei seine Damen gingen mit hochgerafften Kleidern an Wiete Wolters Mistgrube vorbei. Wiete wollte erst lachen, und ihre Jungen stunden hinter den Türen und rissen die Mäuler auf. Aber als vor Wietes Ohren ansing, das alte, vertraute Leidenslied zu klingen, immer dieselbe Melodie, mag auch der Text sich tausendmal verändern, da sprang wieder der kede, frische Geist in ihr auf, der sich untersing, auch mit dem ärgsten und dem allervornehmsten Uebel den Gang zu wagen.

Als die Damen fort waren und Wiete in ihre Stube zurücklam, lagen da drei blanke Taler auf dem Tisch, und Wiete meinte erst, die Damen hätten sie vergessen und wollte ihnen damit nachlausen. Aber ihr Aeltester hielt sie sestund sagte ihr, das solle sie behalten, das sei die Bezahlung für ihren Tee.

Da sagte sie: "Jung, bust woll mall in' Kopp." Aber in dem Augenblick ging ihr etwas auf, das Wort stockte ihr auf den Lippen, der Mund blieb ihr offen stehen. In dieser Stunde stieg eine neue Welt für Wiete Wolter empor.

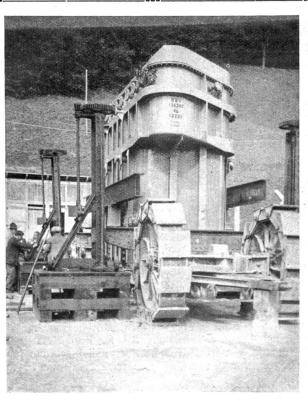
Sie wurde reich. Daß Rutschen ins Dorf tamen, war schon ein tägliches Geschehnis, kein Rind lief deswegen mehr vor die Tur. An ihrer Mistgrube wandelten Berren und Damen jeden Alters, jeden Standes vorbei. In dem lehm= gestampften Flur, in dem hinter der Bodenleiter Krautköpfe in Erde vergraben lagerten, drängten sich die Wartenden. Bei gutem Wetter fetten die Jungens Bante und Schemel in den Sof. Auch der Rrugwirt wurde reich. Wiete arbeitete nicht mehr in Sof und Feld. Ihre Jungens tauften Land dazu, hielten Rnecht und Magd, bauten die Stallgebäude Sie selber hatte feine Zeit mehr für solche Arbeit. Oft standen ichon in erster Morgenfrühe ihre Patienten da, die über Nacht im Krug geschlafen hatten und den anderen portommen wollten. Sie ließen dann Geld auf dem Tifch liegen, das Wiete nie zählte, immer nur mit der Sand zu= sammenkehrte und in die Schublade Schob. Die Jungens holten sich dann heraus, was sie brauchten.

Ihre Kraft wuchs bei diesem Getriebe, aber zu körperslicher Arbeit hatte sie keine Lust mehr. Sie stand auch immer erst aus dem Bette auf, wenn ihre Söhne sie riesen, es seien Kranke da. Ihre harte, braune Hand wurde weicher und weißer, aber sie behielt ihren festen Druck, ihre Sichersheit. Nie dachte die Bauersfrau darüber nach, ob auch ihre Mittel hülfen oder nicht. Sie hatte gar keine Zweifel.

Mittel hülfen oder nicht. Sie hatte gar keine Zweifel.
Manchmal kam ein Brief mit Klagen und Anschulsdigungen. Ihre ganze Kunst wäre Betrug, die Krankheit wäre wieder da, oder ein paarmal hieß es, der Kranke sei gestorben. Wiete las die Briefe nicht, denn sie konnte geschriebene Schrift gar nicht lesen. Das hatte es bei Küster Hennede noch nicht gegeben. Der Brieg lag herum, und die Magd, die auch nicht für Lesen war, warf ihn ins Feuer, oder die Söhne fanden ihn, grinsten und sagten: "Dat's jo allens Dreck", denn sie hatten schon begonnen, nur noch das Geld im Tischkasten zu schäften und weiter nichts.

Aber eins war jett auch vorbei: das Singen. Keiner sang mehr im Wolterschen Hof. Die Frau hatte keine Zeit, wie einst bei der Arbeit, oder wenn sie auf den Betten sat, und ihre verzweiselten Kranken sachte und linde einstang, oder ihnen Mut ins Herz sang. Iett traten sich die Silfesuchenden auf die Haden, jeder drängte schon dem Borgänger nach, jede Minute und Sekunde wurde dem nachsgezählt. Und die Jungens hatten auch das Singen verlernt. Fing schon mal einer draußen im Hof an, dann hieß es gleich von drei, vier Seiten: "Still, ach bitte, still, ich kann das nicht vertragen", denn oft saß ja der halbe Hof voll von Leidenden mit hinfälligen Mienen.

Wie die Jungens aber das Singen verlernten, wurde allmählich alles Dreck außer Mutters Geld im Tischkasten, (Fortsetzung folgt.)



Phot. D. Rümbeli

## Ein imposantes Erzeugnis der Schweizer Industrie.

Dieser 23 000 kg schwere Deltank (Erzeugnis der Firma Brown-Boveri A. G.) wird dieser Tage in die neue Transformer-Station Engehalde Bern eingebaut. Zum Transport benötigte man vier 5 Tonnen-Lastwagen.